

Erica Buchberger: *Shifting Ethnic Identities in Spain and Gaul, 500–700. From Romans to Goths and Franks*. Amsterdam: Amsterdam University Press 2017 (Late Antique and Early Medieval Iberia 4). 218 S. € 89.00. ISBN: 978-90-8964-880-8.

Es ist keineswegs einfach, auf dem viel beachteten Forschungsfeld zu Ethnogenese und Identitätsbildungsprozessen in Spätantike und Frühmittelalter mit der kaum mehr überschaubaren Menge an Publikationen einen weiterführenden Ansatz zu entwickeln, um in diesem Bereich einen originellen Beitrag zu leisten. Umso mehr gebührt Buchberger Anerkennung, einen vielversprechenden Ansatz ausgearbeitet zu haben. Sie wolle nicht bei der Feststellung stehenbleiben, dass personale und kollektive Identität vielschichtig sind und in Abhängigkeit von der jeweiligen Situation stets neu ausgehandelt werden, Identität mithin wechseln bzw. sich verschieben kann, eine Erkenntnis, die seit Längerem geläufig ist, sondern nach den Prozessen und den in ihnen wirksamen Mechanismen fragen, die diesen Identitätswechseln bzw. -verschiebungen zugrunde liegen. Ausgehend von ihrer Beobachtung, dass sich innerhalb weniger Jahrhunderte nach dem Ende des Römischen Reiches im Westen die ehemals provinzialrömische Bevölkerung nicht länger als ‚römisch‘ betrachtet, sondern die Identität ihrer neuen ‚barbarischen‘ Herren angenommen habe und im Zuge dessen der Begriff *Romani* als Bezeichnung für eine Bevölkerungsgruppe aus der schriftlichen Überlieferung verschwunden sei (9), will Buchberger die Prozesse der ‚shifting ethnic identities‘ analysieren. Die Autorin fragt danach, wann und wie sich Individuen am Übergang von der Spätantike zum Frühmittelalter ethnischer Diskurse bedienten, welche Rolle Ethnizität gegenüber anderen Formen der Identifikation spielte und auf welche Weise Vorstellungen von ethnischer Identität benutzt wurden, um Gesellschaften auszuformen und zu beschreiben (21–22).

Als geographischen Untersuchungshorizont wählt Buchberger das westgotische Spanien und das merowingisch-fränkische Gallien. Eine Begründung für ihre Beschränkung auf diese beiden geographisch-politischen Räume bleibt die Autorin allerdings schuldig. Sie begnügt sich lediglich mit dem Hinweis, dass beide Räume hinsichtlich der Identitätsbildungsprozesse in der Ausformung ihrer jeweiligen Gesellschaften bisher isoliert, nicht aber vergleichend betrachtet worden seien (27). Ihren Untersuchungszeitraum definiert die Autorin mit der Zeit zwischen 500 und 700. Auch hier werden die Auswahlkriterien von der Autorin nicht ausgeführt, zumal Buchberger

ihre Darstellung im Gegensatz zu ihrem Buchtitel irreführend erst mit dem ausgehenden sechsten Jahrhundert beginnen lässt. Mögliche Kriterien erschließen sich dem Leser nur implizit. Es dürfte wohl die Annahme paralleler politischer Entwicklungen in Gallien und Spanien sein, wie beispielsweise die Ausdehnung des Merowingerreiches über weite Teile Galliens und die zeitgleiche Schwerpunktverlagerung des Westgotenreiches auf die Iberische Halbinsel um 500 sowie das Ende des Westgotenreiches und die allmähliche Verdrängung der Merowinger durch die Karolinger um 700, die Buchbergers Untersuchungszeitraum definieren.

Buchbergers Studie gliedert sich in eine Einleitung (9–29), in der sie ihren theoretischen Rahmen absteckt und ihren methodischen Zugang ausformuliert, und in zwei Teile, die das westgotische Spanien von König Leovigild (568–586) bis in das ausgehende siebte Jahrhundert (33–100) sowie das merowingische Gallien, von den 570er Jahren ausgehend bis zum Ende des siebten Jahrhunderts (101–177), behandeln.

In ihrer Einführung entwirft die Autorin ihr theoretisches und methodisches Programm: Buchberger absolviert zunächst einen Parforceritt durch die Forschungsgeschichte zu ethnischer Identität vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart (10–22), in welchem sie sich von essentialistischen Auffassungen über ethnische Identität als biologisch homogen, vererbbar und über die Zeiten hinweg persistent distanziert und zugleich die Idee von ‚Traditionskernen‘ als Träger identitätsstiftender Ursprungsmythen, die mit den Namen Reinhard Wenskus und Herwig Wolfram verbunden ist, als unzureichend verwirft (15–16). Stattdessen schließt sich die Autorin dem von der ‚Wiener Schule‘ um Walter Pohl entwickelten Modell an, das Ethnizität als einen relationalen Modus sozialer Organisation unter distinkten Gruppen beschreibt, die als durch tief verwurzelte Gemeinsamkeiten zusammengehalten wahrgenommen werden („perceived as being constituted by an ingrained common nature“, 21). Buchberger versteht Identität als soziales Konstrukt und weist – nach Ansicht des Rezensenten zu Recht – eine Auffassung von ethnischer Identität zurück, wonach es in das Belieben des Einzelnen gestellt sei, sich eine Identität zu wählen, denn obschon sozial konstruiert, werde Identität als etwas natürlich Gegebenes wahrgenommen, könne somit nicht beliebig wechseln und sei nicht unendlich flexibel. Identitätswechsel seien demnach nur in bestimmten Grenzen möglich, die von der betreffenden Gesellschaft vorgegeben seien (18). Vielmehr besitze Identität mehrere Schichten (ethnisch, politisch, religiös etc.), die in einer gegebenen Situation

in Interaktion mit anderen angesprochen und aktiviert würden, die sich überlappen könnten und die keineswegs statisch seien. Diese Vielschichtigkeit von Identität erkläre Identitätswechsel bzw. -verschiebungen. Als methodischen Ansatz wählt Buchberger die keineswegs neue, aber deswegen nicht falsche Herangehensweise, sich der Frage nach Vorstellungen und Wahrnehmungen über die semantische Analyse und den Gebrauch von Ethnonymen zu nähern, was dem Historiker Einblick in die soziale Welt vergangener Tage erlaube, da Begriffe Vorstellungen transportierten und darüber Aufschluss gäben, wie Individuen ihren Platz in einer sich wandelnden Welt aushandelten (23–24).

Der erste Teil, der sich mit Identitätsbildungsprozessen im westgotischen Spanien auseinandersetzt, umfasst drei Kapitel, welche wiederum jeweils einer Zeitschicht gewidmet sind, die für die von Buchberger postulierte Identitätsverschiebung in der provinzialrömischen Bevölkerung bedeutsam war. Im ersten Kapitel (37–66) untersucht die Autorin, gestützt auf die Werke des Johannes von Biclaro, Isidors von Sevilla, die *Vitae sanctorum patrum Emeritensium* und die Konzilsakten des dritten Toletanums, die Bestrebungen der Westgotenkönige Leovigild (568–586) und Rekkared I. (586–601), das Westgotenreich territorial und religiös zu einen, mithin eine gemeinsame Identität für *Romani* und *Gothi* zu schaffen. Buchberger konstatiert für die Bevölkerungsstruktur des spanischen Westgotenreiches im ausgehenden sechsten Jahrhundert einen Dualismus aus *Romani/catholici* einerseits und *Gothi/Arriani* andererseits, der zwar im Einzelfall der komplexeren Realität nicht entsprechen, aber in den Köpfen der Menschen existiert habe. Überzeugend vermag die Autorin darzulegen, dass religiöse und ethnische Trennlinien in den Vorstellungen der Zeitgenossen deckungsgleich verliefen und ein Hemmnis für die Herausbildung einer kollektiven Identität in der Bevölkerung des spanischen Westgotenreiches darstellen konnten. Dies habe sich mit der Konversion der *Gothi* auf dem dritten Konzil zu Toledo 589 geändert, welches die religiöse Trennung aufhob, sodass *Romani/catholici* nun sowohl in religiöser und politischer als auch in der *longe durée* in ethnischer Hinsicht *Gothi* hätten werden können, indem sie ihre ‚römische‘ Identität allmählich aufgegeben hätten. Die Akten jenes Konzils, das die Überwindung der ethnischen Teilung auf der Iberischen Halbinsel eingeläutet habe, würden sich einer offiziellen ‚rhetoric of unity‘ (53) bedienen, um die diversen Bevölkerungsgruppen des Westgotenreiches politisch und im Glauben zu einen, so die Autorin.

Buchberger wendet sich überzeugend gegen die in der Forschung verbreitete Annahme, wonach die Ethnonyme *Romanus* und *Gothus* vornehmlich funktionale Kategorien im Westgotenreich bezeichnen würden, letztere Gruppe mithin die waffentragende, soziale, politisch aktive Elite meine. Am Beispiel des *dux* Claudius, in den *Vitae sanctorum patrum Emeretensium* als *nobili genere hortus Romanis fuit parentibus progenitus*¹ bezeichnet, kann die Autorin deutlich machen, dass man als *Romanus* durchaus der waffentragenden politischen Elite des Westgotenreiches angehören konnte, ohne zwangsläufig eine Identität als *Gothus* annehmen zu müssen. Ebenso wenig habe der katholische Glaube aus den beiden *Gotbi* Mazona von Mérida (*genere quidem Gotus*)² und Johannes von Biclaro (*nativitate Gothus*)³ automatisch *Romani* gemacht, als welche sie denn nirgends bezeichnet werden. Ob Claudius allerdings ‚politisch‘ als *Gothus* anzusprechen ist, weil er als *dux* den *exercitus Gothorum* anführte, wie Buchberger meint, ist nach Ansicht des Rezensenten zumindest zu bezweifeln, da Claudius nirgends als *Gothus*, ja nicht einmal als *dux Gothorum* betitelt wird, sondern schlicht als *dux* bzw. *dux Lusitaniae*.⁴

Im zweiten Kapitel (67–79) befasst sich die Autorin mit der ersten Hälfte des siebten Jahrhunderts. War Leovigild mit der Beseitigung des ethnisch-religiösen Dualismus durch den Versuch der reichsweiten Durchsetzung des arianischen Bekenntnisses gescheitert, sei dies seinem Sohn Rekkared unter dem Banner des katholischen Glaubens gelungen. Buchberger will nachzeichnen, wie sich das Ausräumen des Bekenntnisgegensatzes im ausgehenden sechsten Jahrhundert, den sie als Barriere im Einigungsprozess deutet, im frühen siebten Jahrhundert ausgewirkt hat: Der Begriff *Gothus* habe nicht länger einen Anhänger des arianischen, sondern nunmehr des katholischen Bekenntnisses bezeichnet und auf diese Weise eine ‚gotische‘ Identität für

1 *Vitae sanctorum patrum Emeretensium*, ed. A. Maya Sánchez. In: *Corpus Christianorum. Series Latina* 116. Turnhout 1992, S. 1–102, hier cap. V 10.

2 Ebd., cap. V 2.

3 Isidor von Sevilla: *De viris illustribus*, ed. C. Codoner Merino. Salamanca 1964 (*Theses et Studia Philologica Salmanticensia* 12), cap. 31.

4 Vgl. Isidor von Sevilla: *Historia Gothorum*, ed. C. Rodríguez Alonso. Léon 1975 (*Fuentes y Estudios de Historia Leonesa* 13), cap. 54; Isidor von Sevilla: *Epistulae*, ed. G. B. Ford Jr. 2. Aufl. Amsterdam 1970, hier ep. 6; Johannes von Biclaro: *Chronica*, ed. C. Cardelle de Hartmann. In: *Corpus Christianorum. Series Latina* 173A. Turnhout 2001, S. 59–83, cap. 90; *Vitae sanctorum patrum Emeretensium* (wie Anm. 1), cap. V 10, 11.

Personen katholischen Glaubens, die vornehmlich provinzialrömischer Herkunft gewesen seien, geöffnet. Damit habe der Gotenbegriff seine ethnische Konnotation verloren und zu einem politischen Label für alle Bewohner des Westgotenreiches avancieren können. Der Umstand, dass der Begriff *Romanus* zu Beginn des siebten Jahrhunderts allmählich aus der schriftlichen Überlieferung verschwunden sei, bezeuge, dass die Rhetorik des dritten Toletanums, wonach nun jeder *Gothus* sein könne, rasch verfangen habe.

Diese Entwicklung habe sich in der zweiten Hälfte des siebten Jahrhunderts fortgesetzt, der das dritte Kapitel (81–100) gewidmet ist. Im Mittelpunkt stehen Gesetzestexte aus dem Westgotenreich, insbesondere der wohl noch unter König Chindaswinth (642–653) begonnene und unter seinem Sohn Rekkeswinth (649–672) im Jahre 654 erlassene *Liber Iudiciorum*, dem Buchberger einen ähnlich tiefgreifenden Einfluss auf die Identitätsbildungsprozesse in Spanien zubilligt wie dem dritten Toletanum von 589. Durch den Erlass des *Liber Iudiciorum* seien *Romani* und *Gothi* nicht länger nur in religiöser und politischer, sondern fortan auch in rechtlicher Hinsicht gleichgestellt worden. Insofern hätten Chindaswinth und Rekkeswinth den Einigungsprozess vollendet, auf den ihre Vorgänger hingearbeitet hatten, denn ähnlich dem Begriff *Romanus* sei nun auch der des *Gothus* in der Überlieferung verblasst. Dass dem keineswegs so war, belegt unter anderem ein Erlass des Westgotenkönigs Erwig aus dem Jahr 681, wonach ein jeder, sei er *dux* oder *comes* oder *gardingus*, gleich ob *Gothus* oder *Romanus*, jeden zehnten seiner *servi* zum Kriegsdienst mitzuführen habe.⁵ Um derlei ihrem Narrativ widersprechende Belege in ihre Deutung integrieren zu können, muss Buchberger hier *Romanus* als „a rhetorical match for Goth“ (97) interpretieren, eine Sichtweise, die nicht überzeugt, da es sich um mehr als eine bloße rhetorische Spielerei handeln dürfte. Auf das Aufkommen des Terminus *Hispani* für die gesamte Bevölkerung der Iberischen Halbinsel im siebten Jahrhundert geht Buchberger nur am Rande ein (98). Darüber hinaus leuchtet dem Rezensenten nicht leicht ein, weshalb der *Codex Euricianus*, das *Breviarium Alarici* sowie der *Codex revisus* König Leovigilds, der im *Liber Iudiciorum* in den *Antiqua* zu greifen ist, – alles Gesetzestexte des ausgehenden fünften bzw. des sechsten Jahrhunderts – hinsichtlich ihrer Funktion in Identitätsbildungsprozessen im

5 Vgl. *Liber Iudiciorum sive Lex Visigothorum*, ed. K. Zeumer. In: MGH LL nat. Germ. 1. Hannover/Leipzig 1902 (Nachdruck 2005), S. 33–456, hier lib. IX, 2, 9.

Westgotenreich des sechsten Jahrhunderts erst an dieser Stelle und nicht etwa im ersten Kapitel behandelt werden, das eben jener Zeit gewidmet ist.

Der zweite Teil der Studie Buchbergers befasst sich mit dem merowingischen Gallien. Er umfasst vier Kapitel, die chronologisch aufeinander aufbauen und in deren Fokus jeweils ein Autor steht. Gegenstand des vierten Kapitels (107–131) sind die Werke Gregors von Tours. Dieser habe den Begriff *Romanus* gar nicht und Ethnonyme überhaupt nur wenig gebraucht, sondern Personen provinzialrömischer Herkunft, noch ganz der überkommenen römischen Vorstellungswelt verhaftet, nach sozialem Status, familiären Bindungen und Zugehörigkeit zu einer *civitas* differenziert. Entgegen Helmut Reimitz' These möchte die Autorin im verhaltenen Gebrauch von Ethnonymen durch den Bischof von Tours nichts sehen, was von diesem zugunsten einer christlichen Identität bewusst forciert worden ist,⁶ sondern dies als etwas Unbewusstes verstanden wissen, das seinem Denken in überkommenen römischen Vorstellungen geschuldet sei (130–131).

In ihrem fünften Kapitel (133–146) wendet sich Buchberger einem Zeitgenossen Gregors, dem Dichter Venantius Fortunatus, zu. Sich in klassisch-römischen Traditionen bewegend, habe dieser eine Dichotomie aus *Romani* und *barbari* postuliert. *Romanus* zu sein, sei für den Dichter mit der Abkunft von provinzialrömischen Vorfahren, mit Kultiviertheit und Zivilisiertheit verknüpft gewesen. Auf's Ganze gesehen habe sich Venantius Fortunatus aber derselben Identitätsmarker wie Gregor von Tours bedient. Beide hätten der letzten Generation im merowingischen Gallien angehört, die noch enge Bindungen an Traditionen und Symbole der römischen Welt besaßen. Im siebten Jahrhundert seien diese Traditionen und Symbole in Gallien weitgehend verdrängt worden.

Von diesem Prozess handelt das sechste Kapitel (147–164), in dessen Zentrum die um 660 entstandene sogenannte Fredegarchronik steht. Im siebten Jahrhundert sei es zu einer Neudefinition der Welt in eher ethnischen als religiösen Kategorien gekommen, um eine ‚fränkische‘ Identität als ein die Bevölkerung des Merowingerreiches einendes Band zu befördern. Die Fredegarchronik sei Zeugnis dieser Entwicklung, denn in ihr werde die Vision

6 Vgl. H. Reimitz: *History, Frankish Identity and the Framing of Western Ethnicity, 550–850*. Cambridge/New York 2017 (Cambridge Studies in Medieval Life and Thought. Series 4,101), 121–122.

einer polyethnischen Bevölkerung des Merowingerreiches unter einer übergeordneten, politisch definierten ‚fränkischen‘ Identität propagiert. Der Verfasser der Fredegarchronik habe eine solche politisch definierte ‚fränkische‘ Identität konstruiert, welche auch für Menschen anderer Herkunft anschlussfähig gewesen sei, wodurch er eine ähnliche Wirkung entfaltet habe wie einst das dritte Toletanum im Westgotenreich, so die Autorin. Buchbergers Annahmen und Schlussfolgerungen sind kühn. Zum einen könnte das Meiden religiöser zugunsten ethnischer Zuschreibungen durch den Verfasser der Fredegarchronik dem Umstand geschuldet sein, dass er vermutlich Laie war und daher im Vergleich zum Bischof von Tours weniger in religiös-konfessionellen denn in ethnischen und politischen Kategorien dachte, sodass aus der Fredegarchronik nicht gleich ein gesamtgesellschaftlicher Trend abzuleiten ist. Immerhin räumt Buchberger ein, dass Unterschiede in der Häufigkeit des Gebrauchs von Ethnonymen in den Historien Gregors von Tours und der Fredegarchronik auch Ausfluss der Tatsache sein könnten, dass der Touroner Bischof aus einer südgallischen, stärker römischen Traditionen und Strukturen verhafteten Werte und für einen Leserkreis schrieb, der in die alten lokalen römischen Sozialstrukturen eingebunden war. Der Autor der Fredegarchronik und sein Rezipientenkreis sind dagegen im weniger stark romanisierten Nordgallien zu verorten. Zum anderen überschätzt Buchberger die Wirkungsmacht der unvollendet gebliebenen Fredegarchronik, die zunächst kaum Verbreitung gefunden hatte und sich erst in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts in Form einer karolingischen Neubearbeitung größerer Beliebtheit erfreute.⁷

Das siebte Kapitel (165–177) widmet sich abschließend drei hagiographischen Quellen: den Lebensbeschreibungen des Caesarius von Arles, des Gaugerich von Cambrai und des Eligius von Noyon. Diese weist die Autorin den in den vorangegangenen Kapiteln über das merowingische Gallien behandelten Zeitschichten zu, um zu belegen, dass die Aussagen Gregors von Tours und des Verfassers der Fredegarchronik nicht isoliert für sich stehen, mithin nicht deren individueller Vorstellungswelt entspringen, sondern gesellschaftliche Entwicklungen spiegeln. Die in der ins sechste Jahrhundert gehörenden *Vita s. Caesarii* transportierten Vorstellungen von Identität stünden demnach denen Gregors von Tours nahe, wonach sozialer Status, Familienbande und städtische Zugehörigkeit als wichtigste Identitätsmarker

7 Vgl. R. Collins: Die Fredegar-Chroniken. Hannover 2007 (MGH. Studien und Texte 44), 139.

galten. Ihre Autoren seien, wie der Tournoner Bischof, römischen Sozialstrukturen, Kultur und Institutionen verbunden gewesen. Die in Nordgallien im siebten Jahrhundert verfassten Viten des Eligius und des Gaugerich würden dagegen Ähnlichkeiten zur Vorstellungswelt des Verfassers der *Fredegarchronik* aufweisen und eher auf ethnische als auf soziale, familiäre oder städtische Identitätsmarker rekurrieren. Buchbergers Quellenauswahl ist problematisch, da höchst selektiv und intransparent. Es ist fraglich, ob die drei Heiligenviten tatsächlich dazu taugen, gesamtgesellschaftliche Trends in Identitätsbildungsprozessen abzubilden, und nicht eher Schlaglichter auf lokale und regionale Entwicklungen werfen. Die in der *Vita s. Caesarii* beobachteten Identitätsmarker finden sich beispielsweise auch noch in hagiographischen Texten des siebten Jahrhunderts, wie beispielsweise in der Lebensbeschreibung des Desiderius von Cahors.⁸ Dem Leser drängt sich daher der Eindruck auf, dass hier vornehmlich hagiographische Texte herangezogen wurden, die die Thesen der Autorin stützen, und solche, die ihrem Narrativ zuwiderlaufen, vernachlässigt wurden, anstatt sich mit ihnen kritisch auseinanderzusetzen.

Buchberger beobachtet für den Verlauf des sechsten und siebten Jahrhunderts eine schwächer werdende ‚römische‘ Identität zugunsten einer stärkeren Identifikation der Menschen als *Franci* in Gallien bzw. *Gothi* in Spanien. Personen provinzialrömischer Herkunft hätten sich in einer polyethnischen Gesellschaft allmählich stärker politisch mit dem Franken- bzw. Westgotenreich identifiziert, zugleich ihre Umwelt immer weniger als ‚römisch‘ erfahren und sich unter Preisgabe einer Identifikation mit ihrer römischen Vergangenheit schrittweise mit ihren neuen *reges* und deren *gentes* identifiziert. Unbeantwortet lässt Buchberger allerdings, ob sich die provinzialrömische Bevölkerung auch mit deren kulturellen Besonderheiten und deren Geschichte identifizierte, um Teil der neuen Gemeinschaft zu werden, und wieviel ‚Römisches‘ Eingang in eine ‚fränkische‘ Identität fand, sodass *Romani* nicht einfach eine andere Identität annahmen, sondern aktiv an der Ausformung einer neuen Identität und einer neuen Gesellschaft teilhatten.

Buchberger konstatiert, dass das Ende einer Zuschreibung als *Romanus* im westgotischen Spanien des ausgehenden sechsten Jahrhunderts mit einer zunehmend politisch-religiösen Konnotation des Begriffes *Gothus* korreliere,

8 Vgl. *Vita sancti Desiderii episcopi Cadurcae urbis*, ed. B. Krusch. In: MGH SS rer. Merov. IV. Hannover/Leipzig 1902 (Nachdruck 1997), S. 547–602, cap. 28.

sodass eine ‚gotische‘ Identität für alle Bewohner der Iberischen Halbinsel anschlussfähig geworden sei und sich Hispano-Römer durch eine politische Identifikation mit dem Westgotenreich und durch den einenden katholischen Glauben als *Gotbi* hätten betrachten können. Im merowingischen Gallien dagegen hätten sich die Gallo-Römer im sechsten Jahrhundert zum einen über ihre Zugehörigkeit zu ihrer jeweiligen *civitas*, zum anderen über ihren sozialen Status und ihre Abkunft von den alten gallorömischen aristokratischen Geschlechtern definiert, sodass der Begriff *Romanus* in den schriftlichen Quellen dieser Zeit kaum anzutreffen sei, was sich erst im Laufe des siebten Jahrhunderts ändern sollte. Der Begriff *Francus* habe dagegen eine vornehmlich politische Bedeutung angenommen und somit einen Untertanen bzw. funktional einen Krieger der Frankenkönige bezeichnet.

Die unterschiedlichen Entwicklungen in Spanien und Gallien führt Buchberger auf die divergierenden topographischen und soziopolitischen Rahmenbedingungen zurück. Der Umstand, dass sich der ‚identity shift‘ von *Romanus* hin zu *Gotbus* früher vollzogen habe, sei dem peninsularen Charakter Spaniens geschuldet, das mit seinen natürlichen Grenzen für eine Einigung der Bevölkerungsgruppe prädestiniert gewesen sei, sodass *Hispania* und *regnum Wisigothorum*, mithin geographischer und politischer Raum, rasch als deckungsgleich wahrgenommen worden seien. Ferner habe es mit den Ost-römern eine äußere Bedrohung gegeben, die nach innen Zusammenhalt stif-tete und zugleich den Begriff *Romanus* in abgrenzendem Sinne besetzte. Gallien als geographischer Raum mit seinen wenigen natürlichen Grenzen sei dagegen niemals mit dem politischen Raum des *regnum Francorum* und dessen rechtsrheinischen Territorien als deckungsgleich aufgefasst worden, eine Feststellung Buchbergers, die so nicht haltbar ist, da in der merowingischen Historiographie das Merowingerreich durchaus als mit der *Gallia* identisch betrachtet wurde.⁹ Zudem hätten sich die zahlreichen fränkischen Reichsteilungen nachteilig auf die Herausbildung einer „overarching Frankish identity“ (182) ausgewirkt. Erinnert sei hier an die *Neustrasii*, *Austrasii* und *Burgundiones*, die von Buchberger als „political terms describing residents of particular subkingdoms“ (159) gedeutet werden, deren Verhältnis zu dem von ihr ebenfalls als politisches Label interpretierten *Francus* die Autorin nur streift. Darauf, dass die Quellen des siebten Jahrhunderts gerade für Bewohner

9 Vgl. Vita sancti Aviti confessoris Aurelianensis, ed. B. Krusch. In: MGH SS rer. Merov. III. Hannover 1896 (Nachdruck 1995), S. 380–385, cap. 12.

Neustriens den Terminus *Franci* reservieren, geht Buchberger nicht ein.¹⁰ Durch die frühe Konversion der Franken zum katholischen Glauben habe es im Frankenreich ferner im Gegensatz zum Westgotenreich keine religiös-konfessionelle Barriere gegeben, was paradoxerweise eine Einigung verzögert habe, da ein treibender Gegensatz gefehlt habe. Auch diese Schlussfolgerung Buchbergers ist mit Vorsicht zu behandeln, da das merowingische Frankenreich nicht nur ethnisch, sondern lange Zeit auch religiös divers geblieben ist.¹¹

Buchberger ist angetreten, nicht bei der bloßen Feststellung von ‚shifting ethnic identities‘ stehenzubleiben, sondern die dahinterliegenden Prozesse und die in ihnen wirksamen Mechanismen offenzulegen. Das ist ihr nur bedingt gelungen, denn ein konkretes Beispiel für einen ‚identity shift‘ vermag Buchberger, abgesehen von dem nicht überzeugenden Fall des *dux* Claudius, nicht beizubringen. Das mag den Quellen geschuldet sein, die zum einen – nach Wissen des Rezensenten – kein Individuum namentlich machen, das in verschiedenen Kontexten mal als *Francus* bzw. *Gothus*, mal als *Romanus* bezeichnet wird, und die zum anderen meist Zuordnungen Dritter wiedergeben, die nur bedingt etwas über die Selbstzuschreibungen der betreffenden Personen, über die gehandelt wird, aussagen. Daher kann Buchberger lediglich die großen Entwicklungslinien nachzeichnen.

Neben kleineren kompositorischen Schwächen und Intransparenzen beispielsweise hinsichtlich der Quellenauswahl wiegt dagegen schwer, dass in Buchbergers Studie allerorten anzutreffende Begrifflichkeiten wie ‚gotische‘ bzw. ‚fränkische‘ Identität oder ‚fränkische‘ Elemente (163) vielfach inhaltsleer bleiben, da die Autorin nicht ausführt, was beispielsweise ein ‚fränkisches‘ Element im Einzelnen ausmachte. Was bedeutete es, wenn ein Provinzialrömer eine ‚fränkische‘ Identität annahm? War es tatsächlich nur die Anhängerschaft zum *rex vel regnum Francorum*? Waren es Traditionen und

10 Vgl. C. Stadermann: *Gothus. Konstruktion und Rezeption von Gotenbildern in narrativen Schriften des merowingischen Gallien*. Stuttgart 2017 (Roma Aeterna 6), 368.

11 Vgl. L. E. von Padberg: *Die Christianisierung Europas im Mittelalter*. 2. Aufl. Stuttgart 2009 (Reclams Universal-Bibliothek 18641), 62–66. Heidnische Praktiken noch im siebten Jahrhundert belegen unter anderem Baudonivia: *Vita sanctae Radegundis*, ed. B. Krusch. In: *MGH SS rer. Merov. II*. Hannover 1888 (Nachdruck 1984), S. 377–395, cap. 2; *Vita sancti Audoini episcopi Rotomagensis prima*, ed. W. Levison. In: *MGH SS rer. Merov. V*. Hannover/Leipzig 1910 (Nachdruck 1997), S. 536–567, cap. 4.

Bräuche, war es der Glaube an gemeinsame Vorfahren, an eine gemeinsame Herkunft, an eine gemeinsame Geschichte, die nach Ansicht der Forschung ‚imagined communities‘ zusammenhalten?

Zudem greift Buchberger am Ende ihrer Studie ihre eingangs formulierten Leitfragen nach dem Wann und Warum ethnischer Diskurse nicht wieder auf. Unbeantwortet bleiben die Fragen nach der Bedeutung von Ethnizität im Vergleich zu anderen Formen der Identifikation und danach, wie Vorstellungen von ethnischer Identität dazu benutzt wurden, um Gesellschaften nicht nur zu beschreiben, sondern auszuformen. Ebenso wenig bettet sie ihre Ergebnisse in den größeren Zusammenhang einer langen Forschungsgeschichte zu Ethnogenese und Identitätsbildungsprozessen ein. So gesehen kann die Autorin die eingangs mit ihrem vielversprechenden Ansatz geschürten Erwartungen bedauerlicherweise nur zum Teil erfüllen.

Christian Stadermann, Mainz
christian.stadermann@uni-mainz.de

www.plekos.de

Empfohlene Zitierweise

Christian Stadermann: Rezension zu: Erica Buchberger: *Shifting Ethnic Identities in Spain and Gaul, 500–700. From Romans to Goths and Franks*. Amsterdam: Amsterdam University Press 2017 (Late Antique and Early Medieval Iberia 4). In: Plekos 21, 2019, 379–389 (URL: <http://www.plekos.uni-muenchen.de/2019/r-buchberger.pdf>).
